

Ansprache von Dr. Norbert Sievers, Geschäftsführer  
Kulturpolitische Gesellschaft e. V., Institut für Kulturpolitik, Bonn  
anlässlich der Finissage am 31.10.2007  
im Hildegard-von-Bingen-Gymnasium

**Sehr geehrte Frau Schulte, sehr geehrter Herr DuMont Schütte,  
meine Damen und Herren!**

Wer sich gegenwärtig in der Kulturpolitik umschaute, muss den Eindruck gewinnen: So viel Anfang und Aufbruchstimmung in der Kulturellen Bildung gab es nie. Vor wenigen Jahren hat die Kulturstiftung der Länder eine groß angelegte Initiative mit dem Titel „Kinder zum Olymp“ gestartet, um die Notwendigkeit der ästhetischen Erziehung im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern. Die nordrhein-westfälische Landesregierung macht seit kurzer Zeit mit Programmen wie „Jedem Kind ein Instrument“ und „Schule & Kultur“ von sich reden. Die Stadt Hamburg wird wegen ihrer Konzeption zur Kinder- und Jugendkulturarbeit bundesweit als Vorbild gepriesen – und in Köln gibt es seit einem Jahr die Initiative **KultCrossing**.

Woher kommt dieser Eifer und woher die Einsicht, dass kulturelle Bildung so wichtig ist? Es gibt sicher viele Gründe, die dafür ins Feld geführt werden könnten. Wirtschaftspolitiker verweisen auf die Wachstumsraten der *creative industries* und sehen neuerdings den Zusammenhang zwischen den Künsten und der ökonomisch bedeutsamen Zukunftsressource Kreativität. Die Europapolitiker betonen das gemeinsame kulturelle Erbe der europäischen Nationen als einigendes und Identität stiftendes Band. Auf der Agenda des Nationalen Integrationsrates steht u.a. die Kulturelle Bildung, um darüber interkulturelle Verständigung zu ermöglichen. Und Simon Rattle und Royston Maldoom haben mit ihrem Projekt "Rhythm is it" gezeigt, dass auch Kinder und Jugendliche aus Problemschulen und sozial abgehängten Stadtteilen für Musik und Tanz zu begeistern sind, Kunst also als eine Art Sozialarbeit eingesetzt werden kann.

Diese Beispiele zeigen, dass in der Politik durchaus so etwas wie ein neues Interesse an Kunst und Kultur gibt, um daraus einen je spezifischen Mehrwert für außerkünstlerische Zwecke und Aufgaben zu generieren. Dies **allein** erklärt jedoch noch nicht die eingangs zitierte Aufbruchstimmung in der kulturellen Bildung. Ursächlich dafür sind nicht nur die angenommenen positiven Nebenwirkungen für Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch problematische Entwicklungen in der Bildungs- und Kulturpolitik selbst. Die Vernachlässigung des Musik- und Kunstunterrichts in den Schulen über Jahre und Jahrzehnte wäre hier zu nennen. Aber mehr noch die Befürchtung der Kulturpolitik, dass den von ihr geförderten öffentlichen Kultureinrichtungen das Publikum und die Nutzer ausgehen könnten.

Diese Sorge mag zunächst überraschen. Weisen nicht die Kulturstatistiken Jahr für Jahr Millionen und Abermillionen Theater- und Museumsbesucher aus? Und konnten sie nicht über eine lange Zeit auf stabile Wachstumsraten verweisen? Das ist wohl wahr, aber ebenso ist festzustellen, dass dieses Wachstum durch eine Vervielfachung des Angebotes seit den 1970er Jahren begründet worden ist – und es war vor allem ein Wachstum der **Besuche**, nicht der **Besucher**. Die kulturelle Beteiligung der Menschen an öffentlichen Kulturangeboten ist in den vergangenen zwanzig Jahren durchschnittlich nicht gestiegen, sondern sogar leicht gesunken.

Dieser Befund ist umso bemerkenswerter, als sich die Voraussetzungen für kulturelle Partizipation (mehr Kaufkraft, mehr Freizeit, höhere formale Schulabschlüsse - und eben ein überproportional gewachsenes Angebot) in den letzten Jahrzehnten erheblich verbessert haben. Was bleibt ist die ernüchternde Feststellung, dass die Verbesserung der Rahmenbedingungen und höhere Investitionen offenbar nicht mit einer allgemein wachsenden kulturellen Beteiligung einhergingen. Der erwartete Fahrstuhleffekt, der das Niveau der kulturellen Beteiligung auf eine höhere Ebene transportiert hätte, ist nicht eingetreten - jedenfalls nicht in der Größenordnung, die der erreichten Fülle und Vielfalt des mit öffentlichen Mitteln vorgehaltenen Kulturangebotes entsprechen würde.

Allein aufgrund dieser Tatsache liegt es im wohlverstandenen Eigeninteresse der Kulturpolitik, weitere Nachfrage zu generieren.

Der dafür notwendige Strategiewechsel von der **Angebots- zur Nachfrageorientierung** empfiehlt sich ferner aus einem weiteren Grund: der nach wie vor vorhandenen sozialen Selektivität der kulturellen Beteiligung, der bereits in den 1970er Jahren unter dem Motto "Kultur für alle" der Kampf angesagt worden war. Leider war diesem kein durchschlagender Erfolg beschieden. Sicherlich konnte im Rahmen der angebotsorientierten Neuen Kulturpolitik mehr Interesse für Kultur entwickelt werden, das sich auch in einer konkreten Zunahme der **Besuchszahlen** nachweisen lässt, aber das große Ziel, alle Bevölkerungsgruppen an dem öffentlichen Kulturangebot teilhaben zu lassen, wurde nicht annähernd erreicht. Noch immer bleibt die Hälfte der Menschen außen vor und nur 5-10% der Bevölkerung bilden den verlässlichen Kern der Vielnutzer, um den sich immer mehr Anbieter bemühen.

Die legitimatorischen Belastungen und das politische Risiko, die in diesen empirischen Feststellungen begründet liegen, sind größer als die Kulturpolitiker sich dies gemeinhin eingestehen, denn sie beschreiben nicht das Ende einer Entwicklung, sondern voraussichtlich erst den Anfang. Allein der Blick auf die Entwicklung der neuen auditiven und visuellen Medien wie z.B. den Computerspielen und deren Nutzung in den jüngeren Generationen befreit in dieser Frage von Illusionen. Die kulturellen Präferenzen ändern sich. So ist das Interesse an dem klassischen Repertoire der Opern- und Konzerthäuser bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den letzten drei Jahrzehnten immer geringer geworden ist. Gingen 1965 noch 58 Prozent der jüngeren Bevölkerung bis 40 Jahre in die Oper, sind es heute nur noch 26 Prozent. Entsprechend hoch ist das Durchschnittsalter des Opern- und Konzertpublikums. Von den "Konzerten im Silbersee" ist im Feuilleton die Rede, die nunmehr auch ein "Fracksausen" in den Entscheidungsetagen der Kulturpolitik begründet. Stirbt das Kulturpublikum langfristig aus?

So dramatisch wird es nicht werden. Aber die Frage ist begründet. Die geburtenstarken Jahrgänge, also die zwischen 1955 und 1970 geborenen Menschen, kommen ab 2015 ins Rentenalter. Sie könnten den Kultureinrichtungen dann wohl noch eine Zeit lang ein gewisses

Wachstum beschieren. Aber spätestens ab 2030 geht es bergab, weil die folgenden Generationen nicht mehr so kinderreich waren und sein werden. Selbstverständlich hat dies auch Folgen für die Auslastung der Kultureinrichtungen und nicht nur für Kindergärten und Schulen. Es ist deshalb notwendig, diesem demografischen Faktor langfristig entgegen zu wirken, indem z.B. diejenigen Menschen angesprochen werden, die bisher nicht oder nur sehr selten kulturell aktiv sind. Es gilt – dem Diktum von Bert Brecht folgend –, aus dem kleinen Kreis der Kenner einen größeren zu machen. Das „Bürgerrecht Kultur“ ist historisch nicht erledigt, nur weil es schon seit dreißig Jahren auf der Agenda der Kulturpolitik steht.

Kulturelle Chancengleichheit ist nach wie vor ein Kernziel demokratischer Kulturpolitik. Damit es erreicht werden kann, brauchen wir mehr kulturelle Bildung. Wenn es richtig ist, dass die kulturellen Präferenzen und Interessen im Kindes- und Jugendalter ausgebildet werden, dann muss dies vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung und der Veränderung der kulturellen Präferenzen dazu führen, diese Zielgruppe stärker in den Blick zu nehmen und für Kunst und Kultur zu interessieren. Denn wer in jungen Jahren nicht mit Kunst und Kultur in Berührung kommt, wird sich auch im Erwachsenenalter schwer tun damit. Die Intensivierung und Qualifizierung der ästhetischen Erziehung und kulturellen Bildung im schulischen und außerschulischen Kontext müsste deshalb im Zentrum der Kulturpolitik stehen, weil darin unbestritten eine öffentliche Aufgabe liegt, die glaubhaft mit der Aussicht verknüpft werden kann, mehr junge Menschen für Kunst und Kultur zu gewinnen.

Dies ist die Begründungsfolie, auf der die gegenwärtigen Programme zur Intensivierung der kulturellen Bildung beruhen. Die Motive sind nicht unredlich und doch greifen sie zu kurz. Die Sinnhaftigkeit kultureller Bildung erschöpft sich nicht darin, den öffentlichen Kultureinrichtungen mehr Publikum zuzuführen.

Vielmehr sollte sie verstanden werden als eine Schulung der Sinne, um die Welt differenzierter wahrnehmen zu können und Zugang zu ihr zu finden. Sie sind die Grundlage, um angesichts der vielfältigen

Wahlmöglichkeiten und Handlungsoptionen sinnvoll urteilen und entscheiden zu können. Darauf hat schon Friedrich Schiller hingewiesen. "Es gibt keinen anderen Weg - schreibt er in seinen Ästhetischen Briefen - den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als das man denselben zuvor ästhetisch macht."

Will sagen: Kulturelle Bildung ist Persönlichkeitsbildung, die Menschen befähigt, ihr Leben in eigener Verantwortung zu gestalten. Sie weckt das kreative Potenzial, das in jedem Menschen steckt, wenn es frühzeitig genug geweckt wird. Schon im Kindergarten sollte es kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung geben, spätestens aber in der Schule, um mit den Mitteln der Künste die Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeiten zu erweitern und die Voraussetzungen für kulturelle Teilhabe zu schaffen. Das ist eine große kultur- und bildungspolitische Aufgabe in einer demokratischen Gesellschaft. Herausgefordert sind damit der Staat, die Kultureinrichtungen und Schulen. Herausgefordert ist aber auch die Gesellschaft insgesamt.

KultCrossing ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie viel Kraft und Fantasie von dem ehrenamtlichen Engagement Einzelner ausgehen kann, wenn es anerkannt und finanziell unterstützt wird. Ich bin nicht eingeladen worden, um hier eine laudatio zu halten. Aber nachdem ich mir die Unterlagen, die mir Frau Schulte zugesandt hat, angesehen habe, kann ich nur sagen: Respekt. Was Sie hier auf die Beine gestellt haben, ist aller Ehren wert. Nicht nur das professionelle Management, sondern auch die inhaltliche Konzeption verraten die Voraussetzungen, die gelingende Projekte benötigen: Leidenschaft in der Sache und fachliche Kompetenz. Die klare Struktur der Aufgaben und die Vielfalt der Themen und Angebote sind überzeugend und animierend. Da wäre man selber wieder gerne ein Schüler.

Ich hoffe sehr und ich zweifle nicht daran, dass dies die Schüler und Schülerinnen von heute auch so sehen und Ihrem Vorhaben der verdiente Erfolg beschieden sein möge. Für die Kulturpolitische Gesellschaft jedenfalls wünsche ich Ihnen alles Gute und viel Erfolg!

Vielen Dank!